

Gegenwind



Bernd Seidl, 2024
Kurzprosa und Gedichte

Inhalt

I

kein Tag

Kadikla

Schattendrachen

Sturzblüher

Nord

Ost

Tod & Jenseits

Bruch

Café Amsterdam

Im Rabenaugen

fußend

Schluss mit Lustig

II

erschöpft

Nein.

nah mit mir

Gesang

ohne Ort
ohn'macht
knospend
Frühling
Blumentanz
Fingerzeig
Ewiges
Süden
Westen
Bach
Wald
Sturm
Die Mühle

I

kein Tag

seltsam ihr farblosen Blumen
im fahlen Nebellicht
kein Strahl erreicht euch mitten dieses Toten
schwebt wie im Schlaf und rührt euch nicht
haltend den leblosen Morgen
in seinem stillen Angesicht

Kadikla

Die Straßen sind erleuchtet, doch dunkel ist der Mauern Klang.
Laternen brennen jede Nacht und doch vergaßen sie dich lang.

Ein Tappen und ein Tasten flüstert durch den finstern Ort.
Gesichter fallen ineinander, sie bleiben ohne Wort.

Sie fassen sich und lassen sich und irren fort und weiter.
Und ihre vielen Schatten, sie sehen aus wie einer.

Dort vor des Kerkers Tor, er klammert sich an die Laterne,
doch sein Gesicht, es liegt im Schatten ohne Wärme.

Der Morgen bringt ein graues Grauen, die Dämmerung zeigt
uns die Grimassen fahl. Gespenster lauern allerorten.

Doch sieh! Bei den drei Birken, die schöne Blume Tulipan
grüßt uns den Tag. Durch dürres, braunes Laub drängt sich
ihr Grün. Ihr leuchtend Rot belebt den Herzschlag, der des
nachts pocht dumpf und schmerzhaft.

Allein die scheue Freude ist ein Wahn. Die Sonne bringt es
an den Tag. Der edlen Tulipan ward Nahrung Mordes Tat,
sie wuchs an einer Knochenhand.

Ein Knabe sie beim Buddeln fand und bald benutzte sie als
Pfand, um bunten Zucker einzutauschen.

Er malt die Blume Tulipan nun auf die kahle Zellenwand,
mit Spucke und dem Zeigefinger seiner kleinen Bubenhand,
im schönen Städtchen Kadikla.

Schattendrachen

Die Sonne wirft euch einen Spiegel,
schwarz, tief und ohne Grund.

Hoch oben fliegend flieht ihr,
schaut nicht hinunter,
vor Furcht sonst lahmt der Vogelschwung.

Doch könnt ihr über ihm nur kreisen,
er hält euch an der Drachenschnur.

Die Ehre müsst ihr ihm erweisen,

und in ihn stürzen, ---
es kostet euch das Leben nur.

Sturzblüher

splittern meine Gedanken
am Sog deiner Augen
erstarrt mein Blick

stürze ich in dich

gerinnt mein Augenblut
zu schmerzdem Nichts

bricht dein dunkler Traum
wandelt sich meine Iris
zu Tau tropfender Blüte

Nord

Ein Schiff fährt durch die Straßen,
des Nachts, die Stadt heißt Nord.
Es hat das Meer verlassen,
fand keinen Hafen dort.

Der Anker fällt aufs Pflaster,
sein Rumpf gehorcht, steht still.
Es wartet auf die Stimme,
die es zum Hafen will.

Stumm lauscht es in die Nacht,
der Kapitän ist fort,
schon lang an Land gegangen,
lebt er in seinem Dorf.

Der Mond beleuchtet alles,
ein Glitzern liegt auf Nord.
Das Schiff ist wach und wartet,
es wartet auf ein Wort.

Ost

Geschmeidig glitt ich durch den Geburtskanal. Im Mutterleib hatte ich mich besonders weich entwickelt. Weiches zerbricht nicht.

Schon im Uterus war ich ihren depressiven Stimmungen ausgesetzt, die als Gegenwehr eine beständige Bösartigkeit in mir ausbildeten. Später, im Zusammenspiel mit meiner Weichheit half mir diese Eigenschaft, die familiären Dramen mitzugestalten. Es folgte eine nervliche Krise.

Nach dieser schwierigen Zeit begegnete ich den Familienmitgliedern offenherzig. Doch lösten ihre Reaktionen in mir ständig niedere Regungen aus, deren ich nicht Herr wurde.

Die Schule verließ ich vorzeitig. Meinen Neigungen nachgehend, reifte ich zum erfolgreichen, in einschlägigen Kreisen geachteten Schwerverbrecher: Morde, Banküberfälle, harte Drogen, etc.

Ein weichgekochtes Ei zum Frühstück, so fängt mein Arbeitstag gewöhnlich an.

Tod & Jenseits

im Schnee
ein Rabe
in seinem Blick
Nichts

im Schnee
ein weißer Rabe
in seinem Blick
Nichts

Bruch

Zerbrochen,
in Scherben,
ausgeliefert
den Kraftlosen.
In Schmerzen,
verloren,
ohne Ort.

Zeitreisend lebe ich,
zu fügen die Bruchstücke,
zu fassen das Unvermögen,
hier fallen ließ den Krug,

so er zersprang.

So weit der Tathergang.

 Noch und nur bin ich am Leben,
weil hinfortsog mich des Lebens Strom,
 weitertrieb als Scherbenschwarm,
 inmitten der Scherbenschwärme vieler.

Das große Strömen vereint die zersprungenen Seelen zu einem sich fließend wandelnden Scherbengefäß des Sich-Selbstverstehenwollens, das niemals seine ursprüngliche Gestalt findet. Scherbenseelen sagen sich, dass die Welt aus Scherben allein besteht, die sich nach ihrer verlorenen Form sehnen. Das, was sie zusammensetzen, strahlt oft von großer Schönheit, doch zerbricht es wieder nach kürzerer oder längerer Daseinsdauer. Der Scherbenmensch, ein sisyphusisch sich selbst Erschaffender.

Zerbrochen,

verloren,
ohne Ort.

Ohne Ort ist das unendliche Meer.
Dort hinein ergießt sich der große Strom.

Heute bin ich Bruchkantensachverständiger,
nehme die ursprüngliche Gestalt zersprungener Gefäße,
anfänglich noch verschwommen im Geiste,
die Gestalt der einwirkenden Gewalten,
zuerst unscharf vor Augen,
vernebelt durch Schuld,
geschützt durch Scham,
angstvoll verschoben als Halbwahrheit maskiert,
stummes Verhalten des Zusammenbruchs,
Angriff des Schmerzes,
wahr.

Zwischen den Scherben wirbeln noch immer Staubwolken empor.

Um klarer sehen zu können,
verblase ich sie.

Ein wundervoller Krug muss das einst gewesen sein.
Vor mir, ... ein Trümmerfeld.

Als Anklage,
Recht,
Scherbengericht,
Scherbenrichter,
verbleibe ich,
in verlorener Zeit,

in der Verwüstung
rücke ich jede und jeden
an den ihnen gerechten Platz,
so ihre wahrhaftigen Kräfte

im Miteinander wirken können.

Und pflanze einen lebendigen Garten,
der sie schützen und nähren soll.

Doch,
vergifteter Boden,
verdunkelter Himmel.

Kummgestalten, Kümmergewächse ...

Weiter!

Die Welt wartet.

Weiter wandern.

Soweit mein Blick reicht, Scherbenhaufen,
wabernder Staub darin,
Sonnenflecken dazwischen,
wild wuchernde Pflanzen, seltsam leuchtende Blüten.

Die Welt, eine Trümmerlandschaft.

Ich, selbst, atme.

Café Amsterdam

Ausgestreckt ruht er auf dem Bett. Sein Blick wandert zu den blau rautierten Gardinen am Fenster, gegenüber an die Wand mit dem van Gogh-Kornfeld Druck, und nach rechts zum einfachen Tisch mit dem Stuhl davor. Alles ist sauber, ungewöhnlich.

Er wandert ohne Papiere, ohne Namen durch Dörfer, Städte, Länder. Man findet ihn in den dunkelsten Ecken versiffter Spelunken. Auf der Hafentreppe schläft er seinen Rausch aus. Fischer scheuchen ihn morgens aus den aufgerollten Seilen. Er flieht hinter staubige Büsche, legt sich zwischen weggeworfene Flaschen.

Jetzt sitzt er am Tisch des Hotelzimmers und malt sinnlose Linien

aufs Papier. Denkt, er sollte besser in der Kneipe sein, schauen, was so passiert.

Er biegt in eine, von Laternen schwach erhellte, Seitengasse und wird von dem beleuchteten Schild „Café Amsterdam“ angezogen. Seine Finger ertasten in der Hosentasche ausreichend von dem gestohlenen Hartgeld aus der Bahnhofstoilette. Er tritt ein, bestellt einen Tee, greift ein Buch aus dem Regal und macht es sich auf einem Polster an der Wand bequem. Er nimmt einen Schluck, fängt zu lesen an, und vergisst die Zeit.

- Ende -

Er klappt das Buch zu und hebt den Kopf. Eine Schwingung durchdringt den Raum, alles und jeden, wie ihn selbst.

Sie ist etwas Hörbares, aber mehr, sie erfasst seine Sinne, seinen Körper, seine Seele und seinen Geist, sein ganzes Sein, wie alles

Sein um ihn herum. Es erstrahlt in ihm eine unbeschreibliche, über alles erfüllende Freude. Staunend verharrt er.

Es ist früher Morgen. Er geht zum Tresen, zahlt und geht in die Nacht.

Im Rabenauge

Dort, wo der alte Rabe nach mir ruft
und meiner Wahrheit Augenlicht,
dort will ich sein

und geh hinaus.

Hier drängt mich keines Menschen Sinn

und vogelgleich löst sich mein Schatten,
schwingt sich empor,
segelt in einsamen Kreisen,
besingend das kreisende All-Ein.

Fest greife ich ins hohe Gras
und lausche seinem Lied,
das er mit all denen singt,
der Spiegel ward beschämt und blind,
so dass sie sich nicht mehr erkannten
und suchten Traumes kühlend süße Spiegelfalten.

Es ruft herbei der Rabe
Wolken mit Schwert und grollend Klang.
Bald steh ich zitternd in dem hohen Grase,
in Sturm und grellem Lichterschlag
stürzen die Wasser wild auf mich,

und je durchzuckt mich eines Wilden Tanz.

Bis dass der Donnerhall verklingt und weiterzieht.

Doch immer noch

fließen zwei Bäche über mein Gesicht, -
bis ich tief seufze, wieder hebe meinen Blick.

Die Sonne funkelt an der Wolken Saum,
strahlt neu und heiß und hell.

Ich wende mein Gesicht zum hohen Grase,
das feucht und duftend mich besinnt
und sinke nieder.

Der Steppenlandschaft wiegend Traum
umfängt mich bergend als ein Kind.

fußend

auf der schwankend Plank

ich so suchend stand

breitete mich aus

nirgends ein Zuhause

zog mich zusammen

alles ließ ich los

stehend auf dem Fleck

ruhend auf dem Fuß

Schluss mit Lustig!

Von einem der anfang,
auszog, wegzog, hinzog, über- und unterzog, verzog
aufschlug, gegentrat, wegtrat, totsclug,
wegsah, hinsah, hochsah und druntersah,
nahm, ging und siegte, verblasste,
blau wurde und anfang zu schreien, bis er rot wurde,
Schmerzen hatte, sie hinausgrölte, sich zusammenzog,
sich weiter zusammenzog, gegendrückte und die Wut kriegte,
gegenpresste und stemmte, aufhörte sich einzuzwängen,
sich einzuzwängen und einfach aufstand,
und
davonging.

II

erschöpft

gaben sie auf
das erste Mal
gaben sie auf
hielten inne
wurden still
um zu hören

sie sammelten sich
das erste Mal
sammelten sie sich
still bewegt
seltsam berührt
und lauschten

still waren sie
das erste Mal
waren sie still
wartend
mein Kopf senkte sich
erschöpft

Nein.

Als ihre Lügen mich zerbrachen,
erschuf ich mich neu;

Und ich erwuchs,
so ihre Lügen zerbrachen an mir.

nah mit mir

Ich bin mir nah,

Dir, mit dem grünen, strähnigen Haar
und den blauen Augen,
dessen gebogene Nase von hinten
an meiner Schulter sich hält,
somit ich bei ihm stehe,
seinen Kopf umgreife
und fest halte.

So blickst du vor uns hin,
dein Warten verebbt,
deine Augen füllen sich
mit ruhendem Glanz.

Gesang

Oh Sterblicher,
der du ruhst anstatt zu wandeln,
was erträumen deine Götter,
die als Tiergestalten weilen
in deiner Nähe?

Das Halfter hast du
deinem Gott abgenommen,
um ihn befreit zu sehen
in seiner edlen Schönheit,
ohne des Menschen Werk;
es baumelt in deiner Hand.

Du verweilst in seinem Liebreiz Bann,
anstatt ihn mit den Zügeln zu befragen,

deinen Gott,
was denn des Weges Richtung sei.

So weilt er traurig,
lässt du ihn doch verharren,
statt wie ein Reiter aufzusitzen,
würde er doch sinnig schnauben
uund seine Hufe unruhig scharren,
auf dass du ihn spannest,
mit deinen Schenkeln umklammerst,
die Fersen in seine Flanken gestemmt
jagt ihr voran,

die Zügel geben straffen Halt,
die Straße wirbelt unter euch hindurch,
folgend der Biegung,
Berge und Flüsse fliegen dahin,

der Wind ist euer Gespiel,
so dass du dich schmiegst
an den Hals deines Rosses,
blickend voraus,
wohin es denn wolle?

Deine Hände,
die Zügel gebend,
deine Fersen,
das Ross treibend;
ihr Wille ist dieser Weg,
den du fürchtest,
als deines Gottes Streben.
Und Du vernimmst
der Hufe Schlag
als deines Willens Gesang.

ohne Ort

Oh rette mich,
so sprach ich zu mir selbst
und schloss die Augen,
als ich mich still besann.

Der schwarze Spiegel, der mich in die Tiefe zieht,
der nie vergisst und den ich zu vergessen flieh,
ist dort bereit, mich zu empfangen,

so wie ich war, so wie ich bin, so wie ich fall
auf tiefen Brunnens Grund.

Und bin ich dort, dann lausch ich in das Dunkel,
hinauf, wo Zweige rauschen sanft mir zu,
und in die Weite, die so stille, die so ferne,
und doch so nahe in mir meiner harrend ruht,
bis hin zu meinem Herzen.

Und bleibe dort,
wo alle Zeit ist wiegend Klang,
mich tragend und mich bergend,
ohne Ort.

Ich öffne meine Augen,
das Tiefe Schauen haben sie gelernt,
und in die Stille meines Wesens
tut sich nun kund, was ewig leicht,
als ein gefächert Farbenreigen,
der mich umhüllt und aufwärts hebt,
in nie zuvor erlebter Seligkeit.

Als neu geboren kann ich steigen
an Land, und sacht und noch einmal
mein Leben liebend mich vereinen,
mit jenen die dort unterm Baume weilen

und teilen sich des Brunnens Trunk,
aus Speis und Tanz und Lieb und Bang,
draußen dort vor dem Tor.

Doch ruhe ich an seinem Stamm
und fühl der Wurzel Strom,
der kündet von der Tiefe und ihrem hohen Dom,
ein Sehnen fasst und trägt mich fort
nach dieser tiefen Ruh',
die wartet an der Quelle Grund,
mich wiegend ohne Ort.

ohn'macht

Vogel singst
so zart so laut
so schön

Baum so sanft
wiegst du im Wind
dein Grün

Wolke wanderst
weiter
ohne Eil

Blume blüht
dein Blütenlicht
der Sonne gleich

Alles ist heut' nah
denn ich bin schwach
sitze hier am Fenster
doch meine Seel' ist wach

knospend

horch

der Sonne Strahlen

fühl

der Wärme wohle Kraft

streck dich

auf des Lichtes Pfaden

folge

deines Körpers Sehnen

falte auf

was deiner Seele Freude schafft

Frühling

So lass uns dieser Tage wandern,
die Farben schwingend wie im Spiel,
wie Federn lass uns schweben und nichts stören,
nur leicht berühren und dann weiterzieh
durch unser Land. Das braune Gras des Winters
wird bald ergrünen, Blumen wieder blühn
und emsig darin krabbelnd und summend das Getier.

So lass uns Freude spenden, Jugend schenken,
wahrhaftig und leicht, mutig und frei.

Blumentanz

Zur frühen Sommerzeit, wenn das Gras in seiner üppig gewachsenen, grünen Schönheit unter dem blauen Himmel steht, wandert Armin hinaus an einen Ort in den Bergen, an dem die Steppe ihren Blütenreichtum jedes Jahr in besonderer Fülle versammelt, in das Blumental. Dort, fern des Dorfes Tiefenberg und seinen Verwaltungsaufgaben als Bürgermeister, ist er allein in der Weite mit seinen zarten, farbenfrohen Freunden. Der stetige Wind bewegt sie zu duftenden Wellen. Einmal im Jahr tanzt er dort den Blumentanz.

Nach früh begonnener Wanderung endlich angekommen, genießt Armin für eine Weile den Ausblick in die prachtvolle Blütenlandschaft

und saugt ihren lieblich aromatischen Duft ein, bevor er zur breiten Talsohle in das Blumenmeer hinabsteigt. Dort schaut er sich nach einer unbewachsenen Insel um, einem Tanzboden. Die kleinen, bunten Freunde sollen sich auf keinen Fall durch seine Bewegungen eingeschränkt fühlen. Eine freie Fläche, ungefähr mit drei Schritten zu durchmessen, reicht.

Hat er einen geeigneten Platz gefunden, begrüßt er die Blumen einzeln, die dort auf ihn warten, kniet nieder, atmet den lockenden Duft ihrer Blüte ein und spricht:

Blume, Blume,
wiege dich

Blume, Blume,
drehe dich

Blume, Blume,

tanz mit mir

in die Freude
tanzen wir

Stirn und Blüte leicht berührend beschließen beide die Zeremonie. Bei solchem Andrang nimmt dieses Ritual längere Zeit in Anspruch, zumal es vorkommt, dass Armin eine Blume wiedererkennt und mit ihr einige Worte über das Erlebte des vergangenen Jahres wechselt. Endlich sind alle tanzbereit.

Doch halt! Schau her! Mitten auf dem sandigen Tanzplatz nimmt ein Käfer ein Sonnenbad. Behutsam fasst Armin das kleine, glänzende Krabbeltierchen mit den Fingerspitzen und trägt es abseits des kommenden Geschehens ins Gras. Damit das Käferchen es sich weiter gut gehen lassen kann, setzt er ihn auf die sonnenbeschienene Seite eines Halms. Mit einem Wurm würde er es genauso

machen, er will ja niemanden zertreten. Bedauerlicherweise ist es ihm nicht möglich, durch die Luft zu tanzen, wie ein Schmetterling.

Armin hebt den Blick. Die Sonne scheint. Ein paar Schäfchenwolken ziehen über das Himmelsblau. Die Vögel zwitschern, die warme Luft summt von Bienen und Hummeln. Es ist schönes Wetter. Tief lässt er den bezaubernden Duft des Blumentals in seine Lungen strömen und streckt die Arme aus. Nun kann es losgehen. Man wartet sicher schon auf ihn!

Armin stellt sich auf die Sandinsel und blickt in die farbenprächtige, erwartungsvolle Blütenrunde. Langsam fängt er an, hin und her zu schwanken, wie ein Schiff, das seinen geschützten Ankerplatz verlassen hat und von den Wogen des Meeres bewegt wird. Sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagernd, geht es hin und her, her und hin, und das fort und fort. Mit den Händen macht er Wellenbewegungen und singt: „La, la, la ...“

So wiegt er sich im Tanze, und um nacheinander allen seinen bunten Freunden ein Gegenüber zu sein, dreht er sich dazu langsam im

Kreise. Sie nicken ihm zu, wiegen sich im Wind und drehen Pirouetten, ohne sich je zu erschöpfen, weil der Wind ihnen hilft. Aber das wissen nur wenige. Ohne des Himmelskindes luftiges Strömen tanzten sie nicht, und ohne die Blumen streifte es nicht über die Berge und durch die Täler. In der Steppe weht es fast immer. Das wird leicht vergessen. Den Blumen freilich ist es bewusst, wie auch dem Gras. Und der Wind weiß es sowieso.

Die kleinen Freunde schwanken sanft und drehen sich und singen. Jeder der Form und der Farbe seiner Blütenblätter nach, und so, wie ihm der Stängel gewachsen ist. Armin versucht es ihnen gleich zutun, bewegt den Kopf von Schulter zu Schulter und macht die Augen weit auf, wie zwei große Blüten: „La, la, la, ...“

Fast immer tanzen sie länger, als ein Wölkchen am Himmel vorüberzieht. Ja, meistens dauert es einen halben Sonnenlauf. Oft vergisst Armin, dass er schwitzt, oder Hunger hat oder müde wird, denn sie wiegen und drehen sich zusammen in eine Freude, die kein Ende nehmen will.

Erst am Abend, wenn die Sonne untergeht, und der Wind für ein Weilchen ruht, findet das schwingende, drehende und singende Miteinander sein Ende. Die Blumen senken ihre Köpfe und schließen ihre Blüten für die Nacht.

Armin lässt seine Bewegungen auspendeln, sein Körper kommt zur Ruhe. Doch noch lange klingt die Freude in seinem Herzen nach.

Bis dass seine Sinne sich langsam wieder öffnen, und er in die Steppe lauscht. Der Tag wird still, wenn die Nacht kommt. Andere Stimmen erwachen, und unbekannte Düfte dringen aus dem Dunkel.

Doch in diesem Jahr sinkt Armin schon in der Nachmittagssonne auf dem hellen Sande nieder. Er weint vor Glückseligkeit und Erschöpfung. Tränen perlen wie Morgentau über sein Gesicht. Hin zu fernen Völkern trägt sie der Sommerwind, um dort die Stirn eines von der Welt verwirrten Kindes sanft zu kühlen.

Er streckt sich auf dem Tanzboden aus und schließt die Augen. Nach und nach deckt ihn leise der Steppenwind mit einem sandigen Tuch

zu, bis nur noch seine Nasenspitze hinausguckt. Tief atmet Armin ein.

Unaufhaltsam weht es weiter, bis er sich fühlt wie in einem Sarkophag, den immerfort tanzenden Kranz des Blumenballets über sich. Zart, wie das Schwingen von Engelsflügeln, spürt Armin die Bewegung der Tanzenden noch in der dunklen, kühlen Tiefe. Glückselig schwebt er durch eine pulsierende Unendlichkeit.

In der Mitte der Nacht halten die Blumen inne. Andächtig neigen sie ihre Häupter zu der unter den Sternen dämmrig schimmernden Sandinsel, wie zu einer Königsgruft.

Das fände er wunderbar. Früher, das hat er gelesen, tanzten die Herrscher ihren Gästen etwas vor. So ein König wollte er sein. Und einmal als König sterben.

Gemach! So weit sind wir noch nicht. Armin träumt von Tanz und Tod und höchsten Würden, anstatt sich auf den Heimweg und zu seinen Pflichten zu begeben. Außerdem gibt es den alten Brauch im Dorfe, ihre ehemaligen Dorfvorsteher am Ufer der Senna zu begrä-

ben, dem großen Fluss, der von den hohen, schneebedeckten Bergen kommt. Aus dem ewigen Eise.

Mit fest geschlossenen Augen wiegen sich die Blumen im Nachtwind. Sie träumen. Eines Tages wird Armin das mit ihnen gemeinsam tun. Ausgestreckt auf dem Sandgrab, behütet von den Tanzenden, sanft umfächelt von Äolus, wird er im süßen Duft der Nacht mit seinen kleinen, farbenfrohen Freunden im Blumental traumwandeln.

Und er wird durch den funkelnden Lichterwind der Gestirne tanzen, wie ein Schmetterling.

Fingerzeig

Unter dem Licht der Sterne wandert Armin durch die Wüste. Dort

trifft er auf eine Fußspur. Die Abdrücke sind etwas kleiner, die Schritte kürzer als seine.

Er hält inne. Wer mag hier vor ihm gewesen sein, in dieser Ödnis? Ein Teilen des Wassers, ein Gespräch hätte sich ergeben können!

Er folgt der Spur zu den Wanderdünen.

Die Sterne verblassen. Palmen ragen schwarz in den orangeroten Morgenhimmel. Nur noch wenige Minuten sind zu gehen. Er hört Kamelschnauben und Rufe, die Tiere an einen Brunnen dirigieren.

Er sieht ein Zelt, und Freude steigt in seinem Herzen auf. Hände warten dort auf ihn. Kleinere, schmalere als seine. Sie bewegen sich geschickt, mit einem empfindsamen kleinen Finger, der beachtet werden will. Sie erwachen jetzt, beginnen sich zu regen und wenden sich ihrem Tagwerk zu. Armin freut sich auf den Tee, den Honig und die Mandeln, die sie ihm zum Morgenmahl reichen werden.

Was für eine Anmut in der Welt! Ja, dieser kleine Finger. Er wird
ihn extra begrüßen, mit einem zarten Kuss!

Ewiges

Du Schöne!

Doch sollt ich es in Verse kleiden
und Wort um Wort als Bächlein fließen,
- ich könnt es nicht!

Wie sollt ich gliedern

aus Deinem wesenhaften Sein,
das nur als Ganzes spricht
und niemals aufhört, so zu sein,
folgend sich selber ewiglich.

Nein, Nein!

Nie folgt ein Ende, nie zerbrichst
Du Unvergleichliche, denn wahre Liebe ist,
was mich durchströmt und ewiggleich
als Wesenhaftes in mir spricht.

Süden

Ich lausche in den Wind,
er weht von Süden her,
umtanzt mich wie ein Kind,
er zupft mir an den Haaren.

Leis rauscht er mir ins Ohr,
von Blumen, firnem Schnee,
lässt mein Gemüt ersehen
munteres Spiel, weite Natur.

Blas mich doch einfach fort,
der Anker brach schon lang,
ergreife die verstrickte Seele,
verwehe sie am Meeresstrand.

Westen

Mild ist das Licht,
warm die späten Farben.

Glühend stirbt der Tag,
die Nacht flutet heran.

Dunkel versunken
erträumt der Westen den Osten.

Bach

Wo der neigend Stämme Hell
über perlend Wassern Spiel,
raumet schmaler Blätter Grün,
und der Gräser Halme Zart
säumet sanften Windes Gang
unter endlos blauem Klar.

Zerrinnend stirbt mein Stolz.

Wald

grün, braun
mein Auge
erblickend

wild
weit
uralt

zart
lichtstrebend
stille Kraft

wurzelnd tief
stetig sich gestaltend

mein Leben

Sturm

Ich blicke an mir hinunter,
seh' die Wurzeln, den Stamm,
und meine Blätter tropfen.

Verliert mich bald das Leben?
Wohin geht nur der Sinn?
Es klingt der Chor der Kettensägen.

Stehe still nun, warte.
Ich lausche in den Wind.
Ein fremder Sturm ist er geworden.

Ich liebe meine Wurzeln, meinen Stamm,
die dunkle Borke
und fühle Tropfen über meine Blätter laufen.
